

Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel, in: *H. O. Luthe – H. Meulemann* (Hrsg.), Wertwandel – Faktum oder Fiktion? Frankfurt a. M. – New York 1988; *J. Marbach*, Soziale Netzwerke von Familien in der Bundesrepublik Deutschland, hektographiertes Manuskript, München 1987; *F. Neidhardt*, Die Familie in Deutschland, Opladen 1966; Österreichisches Statistisches Zentralamt (ÖStZ), Kontakte im Verwandten- und Bekanntenkreis. Ergebnisse des Mikrozensus, September 1975, Beiträge zur österreichischen Statistik, Heft 484, Wien 1975; *E. Reizenzeim – U. Baumann – A. Laireiter – G. Pflingstmann – K. Schwarzenbacher*, Interviewleitfaden „SONET“ zur Erfassung von sozialem Netzwerk und sozialer Unterstützung: Theoretische Grundlagen, Konstruktion und empirische Befunde, noch unveröffentlichtes Manuskript, Psychologisches Institut der Universität Salzburg 1989; *B. Röhrle*, Soziale Netzwerke und Unterstützung – Befunde und Rezeptionsvarianten eines „neuen“ Konzepts in der Psychologie, Diskussionspapier Nr. 54, Heidelberg 1987; *L. Rosenmayr*, Über Familie in den Strukturumbrüchen heute. Forschungen und Erwägungen in disziplinübergreifender Sicht, in: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, Heft 2–4 (1986) 48–81; *W. Schulz*, Sozialkontakte in der Großstadt, Wien 1978; *L. Shamgar-Handelman*, Verwitwung und Witwenschaft in modernen Gesellschaften, in: *R. Nave-Herz – M. Markeska* (Hrsg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1 Familienforschung, Neuwied – Frankfurt 1989, 423–432; *F. Tönnies*, Gemeinschaft und Gesellschaft, Darmstadt 1963; *L. Vaskovics – H. P. Buba*, Soziale Lage von Verwitweten. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Bd. 199, Stuttgart 1988.

## Gert Schneider Einsamkeit als pastorales Tabu

*In einer kritischen Analyse verschiedener pastoraler Situationen seiner Pfarrgemeinde stellt Schneider fest, daß zuviel Leistungsdenken und zuwenig Gelassenheit vorhanden sind. Dementsprechend fordert er den Abschied von der „aktiven Gemeinde“.* red

Wenn ich in diesem Beitrag Einsamkeit als ein pastorales Tabu charakterisiere, dann auch in der provokativen Absicht, zur Diskussion zu stellen, was innerhalb von Pastorkonferenzen beinahe ausschließlich als Thema der Arbeit „an anderen“ erscheint. Ich will überhaupt nicht bestreiten, daß Einsamkeit in der Tat ein zunehmend schwieriges Problem in unserer Gesellschaft zu werden droht – und das trotz immer wieder angepriesener technischer Kommunikationsmittel. Ich will vielmehr fragen, warum ein so gravierendes Thema unter Pastoralarbeitern und -arbeiterinnen kaum oder gar nicht zur Sprache kommt, d. h., mir geht es um die Einsamkeit bei denen, die aktiv in unseren Gemeinden tätig sind, angefangen bei den Hauptamtlichen bis hin zu der großen Zahl von Menschen, die vielleicht gerade aus einer inneren Einsamkeit heraus in unseren Gemeinden mitarbeiten möchten. Es muß offensichtlich an der Art und Weise unserer gemeindlichen Arbeit liegen, wenn eine für dringlich erachtete Fragestellung dort nicht angerührt wird.

Erfahrungsbereiche  
aus der Gemeinde

Zunächst aber will ich versuchen, einige Erfahrungsbereiche aus der eigenen Gemeindegemeinschaft zu benennen, um im Anschluß daran darüber zu reflektieren.

Aufgabenerfüllung  
statt  
Erzählgemeinschaft

Ich erlebe in vielen pastoralen Situationen der Gemeinde, in der ich als hauptamtlicher Pfarrer arbeite, besonders in den zahlreichen Arbeitsgruppen oder Gremien, daß bei den Menschen, die dort mitarbeiten, ein merkwürdiger Drang besteht, möglichst objektiv und sogar in Kategorien der Wirtschaftsunternehmen über die anstehende „Aufgabe“ zu sprechen. Verbunden damit ist der ebenfalls starke Drang nach möglichst vielen „Erfolgsmeldungen“, wenn über die Arbeit des entsprechenden Kreises oder der Gruppe berichtet wird. Das scheint nach meinen Erfahrungen bei Hauptamtlichen beinahe stärker zu sein als bei Ehrenamtlichen. Ich gewinne zunehmend den Eindruck, daß wir uns den Aufsichtsratssitzungen eines Industrieunternehmens eher verbunden fühlen als einer „kommunikativen Erzählgemeinschaft“. Existentielle Situationen, Ärger, Streß, Enttäuschung, Freude und private Stimmungslagen kommen einfach nicht vor. Wir haben in unserer Gemeinde vor einigen Jahren damit begonnen, am Ende der Zusammenkünfte von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand danach zu fragen, wie die Sitzung persönlich empfunden wurde, was an emotionalen Befindlichkeiten ausgesprochen werden kann. Ich erlebe, wie wenig das gelingt. Ebenso ist es kaum möglich, sich gegenseitig persönlich nach eigenen Erfahrungen zu erkundigen, obwohl viele voneinander wissen, was sie momentan durchzustehen haben in ihrer Ehe oder mit der nach Jahren neu hereingebrochenen Krankheit des Alkoholismus. Mir scheint es so, als gehöre sich das innerhalb einer gemeindlichen Arbeitsgruppe nicht, als müßten wir stets und immer perfekter funktionieren und uns somit zu einem Abklatsch der gesellschaftlichen Verhältnisse entwickeln, die wir rational so klug und geschickt analysieren und beklagen können.

Wo bleiben die  
kommunikativen  
Grundstrukturen?

Ich frage mich angesichts solcher Erfahrungen und auch der eigenen Befindlichkeit „nach dem Dienst“, im „Privatleben“, ob hier nicht die Art und Weise unserer Gemeindegemeinschaft, vielleicht sogar der ganzen gegenwärtigen Pastoral, in massiver Weise zurückschlägt auf den Kern jüdisch-christlicher Tradition, nämlich ihrer kommunikativen Grundstrukturen. Unsere herkömmlichen Gemeinden haben wenig von dieser Tradition bewahrt, dafür offensichtlich mehr von einer unheilvollen Organisationswut, die Glauben zum Effizienzfaktor gemacht hat. Einen ersten Zugang zu einer Deutung des Phänomens vermag ich darin zu finden, daß unsere Pastoral gekennzeichnet ist von einer unglaublichen „Subjektvergessenheit“ bis hin zu einer geradezu sträflichen Ausblendung aller der Befindlichkeiten und personalen Eigenheiten,

die eigentlich Gemeinde überhaupt erst konstituieren müßten. Die massive Ausblendung der eigenen Person mit ihren Fähigkeiten, Eigenarten, Schwächen und Widerständigkeiten hat benennbare Ursachen, die ich „Normenpriorität“ in der Pastoral nennen möchte. Es gibt m. E. auch geschichtliche Belege. Nach Franz-X. Kaufmann in seinem Buch „Kirche begreifen“ war die Antwort der katholischen Kirche auf die neuzeitlichen Differenzierungsprozesse eine beinahe alle Bereiche umfassende „Verkirchlichung des Christentums“ mit einer weiteren Zuspitzung auf das „Ämtersegment“.

Geringe Bedeutung  
persönlicher  
Erfahrungen

Das hatte unter anderem zur Folge, daß persönliche Glaubensvorstellungen, persönliche religiöse Bedürfnisse und vor allem die ungemein wichtige Verbindung von Alltagserfahrung und Religion unter dem Deutungshorizont kirchlicher Institution subsumiert wurden und kein Platz mehr da war für die gegenseitige Wahrnehmung der eigenen Person. Christentum wurde kanalisiert in einer Weise, die gerade die entscheidende Kategorie der modernen Entwicklung, nämlich die Privatheit, nicht mehr aufzunehmen vermochte, so daß sie in religiösen Fragen tatsächlich „privat“ blieb, und das heißt für mich in einer gewissen Weise auch „einsam“. Die kirchlichen Ortsgemeinden sind in der Regel kein Ort, an dem diese „Privatheiten“ ausgehandelt werden können, sondern der einzelne und unter Umständen auch schon einsame Mensch sieht sich wieder einem fordernden Normensystem gegenüber und reagiert lediglich „rituell“, d. h., er fordert die „Dienstleistung“ zur Befriedigung – nicht zur Aushandlung – seiner privaten religiösen Bedürfnisse. Und damit entwickelt sich ein Teufelskreis, der unter dem anstehenden Thema der Einsamkeit m. E. erst noch erforscht und diskutiert werden muß: Indem der „Leistungsgeber“ dem „Leistungsnehmer“ auf dessen vordergründiger und sichtbarer Ebene, auf dem Gebiet der Dienstleistung, entgegentritt, bleiben beide in einem vorpersonalen Zustand, der eher Einsamkeit schafft als sie aufbricht. Der Typus „Pfarrei“ oder das „parochiale Prinzip“ haben diesen Zustand verfestigt: Gemeinde wird trotz der eindringlichen Intention nicht gebildet, sondern verhindert. Diese These von Hermann Steinkamp in seinem bemerkenswerten Beitrag „Selbst, wenn die Betreuten sich änderten“ kann noch einmal fokussiert werden auf das Thema Einsamkeit. Gemeinde nach biblischer Tradition lebt von der Kommunikation, und dazu gehören die ganze Person und der gesamte Bereich der eigenen Biographie. Diese aber wird eigentlich in einem Betreuungmodell ausgeblendet, so daß es auch überhaupt

nicht zu einer kollektiven Biographie kommen kann, als die eine christliche Gemeinde innerhalb unserer Gesellschaft große Chancen hätte.

### Zuspitzung auf Amtskirche

Die ebenfalls von Franz-X. Kaufmann konstatierte Zuspitzung der Verkirchlichung auf das „Ämtersegment“ erwirkt noch zusätzlich eine Ausblendung kommunikativer Strukturen, indem das Amt weitgehend aus dem Kommunikationsprozeß ausgeklammert wird. Ich meine nicht die zahlreichen Feste und Feiern, in denen der Pfarrer „zum Anfassen ist“ – das ist keine Kommunikation –, sondern ich meine den ungemein wichtigen wechselseitigen Prozeß der „Glaubensbiographie“, der gemeinsamen Definition dessen, was Glaube und Gemeinde ist und sein kann. Das allein würde m. E. auch die Einsamkeit der hauptamtlich tätigen Priester durchbrechen können, denn alle anderen mehr oder weniger oberflächlichen Vereinsmeiereien führen an seiner Aufgabe, solche Räume mit schaffen zu helfen, die ein identitätsstiftendes Klima ausstrahlen, vorbei. Die Einsamkeit des Priesters hängt sicher auch mit dem Pflichtzölibat zusammen – das soll hier keineswegs bestritten werden –, die Einsamkeit ist aber auch eine durch die Institution konstruierte, in der Position und der Rolle begründet. Erst wenn hier der Mut aufgebracht wird, die Selbstrolle zu verändern und selbst und authentisch sein Amt „zu füllen“, kann überhaupt von einer Überwindung der Einsamkeit gesprochen werden.

### Zur Überwindung der Subjektfremdheit

Ich bin mir bewußt, daß dies alles Vermutungen und Ansätze zum weiteren Nachdenken sind, aber ich denke, daß wir so miteinander Theologie treiben lernen, indem wir unsere persönlichen und unbedingt einmaligen Befindlichkeiten mit anderen austauschen lernen im Kontext der pastoraltheologischen Erkenntnisse, die ja gerade darauf warten, daß sie in einem personalen und biographischen Kontext verständlich gemacht werden.

### Abschied von der „aktiven Gemeinde“

Wenn also unsere gängigen Gemeinden subjektfremd sind, dann muß auch nach Wegen gesucht werden, diese Fremdheit zu überwinden. Ich will dies in einigen durchaus angreifbaren theseartigen Sätzen versuchen.

1. Wir müssen innerhalb unserer kirchlichen Ortsgemeinden radikal Abschied nehmen von der Vorstellung einer „aktiven Gesellschaft“, die ja im Klartext unter dem Begriff „aktive Gemeinde“ zu finden ist. Gerade christliche Gemeinden hätten die einmalige Chance, innerhalb unserer Gesellschaft, die Aktivität mittlerweile zum einzigen Lernziel erklärt hat, alternative Räume zur Verfügung zu stellen, in denen Menschen lachen und weinen können, in denen sie auch nichts tun können oder müssen, in denen

sie auch nicht dauernd nachweisen müssen, welchen Normen sie entsprechen. Das gilt vor allem für die religiöse Erfahrungswelt und für die religiöse Sprache der Menschen, die private Religiosität als einzige überhaupt noch kennen. Normale Gemeindemitglieder kennen nicht die religiöse Sprache der meisten Menschen unserer Gesellschaft.

Mut zur eigenen Person

2. Unter denen, die pastoral tätig sind, muß der Mut entwickelt werden, sich selber zu meinen und zu leben, wenn überhaupt von pastoraler Arbeit gesprochen werden kann. Bestimmte spezielle fachliche Qualifikationen für bestimmte diakonische oder beratende Aufgaben sollen nicht abgestritten werden, aber im Regelfall geht es doch darum, daß endlich an einem Ort unserer Gesellschaft auch nicht „hochqualifizierte“ Menschen erfahren können, daß sie kompetent sind, daß sie sich politisch und religiös und daß sie sich selbst artikulieren können, ohne Angst haben zu müssen, daß sie „richtig“ liegen.

Ohne Leistungsdruck

3. Pastorale Arbeit darf sich nicht unter Leistungsdruck setzen wollen/müssen. Es ist absurd, wenn Streß-Situationen als Folge von Überarbeitung zum Kennzeichen pastoraler Tätigkeiten werden sollen. Christliche Gemeinde hat „Zeit“, sie muß weder einen zentralen Plan erfüllen, noch muß sie rechtzeitig ihr Konto bedienen – ihr läuft eigentlich nichts weg. Wie herrlich wäre es, wenn Menschen einen Ort finden könnten, wo sie selbst Zeit haben, weil andere für sie Zeit haben. Ein wesentlicher Schritt aus der Einsamkeit!

Lernort für positive Einsamkeit

4. Schließlich könnte christliche Gemeinde ein Ort werden oder Orte vorbereiten, an denen Menschen wieder positive Einsamkeit lernen dürfen. Es kann leicht der Eindruck entstehen, als würde generell Einsamkeit als ein negatives und makelhaftes Kennzeichen angesehen. Das ist es in dem Moment, da Identität fehlt und authentisches „Allein-sein-Können“ nicht mehr möglich scheint. Die jüdisch-christliche Tradition und die zunehmende Ökumene mit anderen Religionen kennen den ganz hohen Stellenwert von „authentischer Einsamkeit“. Eine christliche Gemeinde könnte ein Ort zur Einübung solcher Einsamkeit werden.

Es könnte immerhin möglich sein, daß in manchen Gremien mit pastoraler Zielsetzung dieses einmal besprochen wird. Es könnte auch möglich sein, daß Christen auf einmal eine große Anziehungskraft bekommen – nicht wegen ihrer Hektik, nicht wegen ihrer tausendfach gegliederten Dienstleistungen, sondern wegen ihrer Fähigkeit, sich nicht zu verbergen hinter Aktivität, sondern zu zeigen, wie schwach einer sein kann, damit er seine Stärke erfährt.